

Conrad Wiedemann

Berlin als Zeitungsstadt

Einige Thesen zur historischen Wiederbeatmung der Metropole*

(Akademische Causerie am 24. April 2006)

Verehrte Frau Springer,
verehrter, lieber Herr Stock,
meine Damen und Herren,

für die kaum lösbare Aufgabe, eine Mittellinie zwischen Causerie, Thesenpapier und Plädoyer zu finden, bitte ich vorab um Ihren Kredit. Ich beginne mit zwei Zitaten. Das erste lautet:

„Vergeßlich ist alle Erinnerung. Noch vergeßlicher ist Berlin. Es hatte einst einen Wohltäter, der seine Stadt so liebte, daß er große Teile seines Vermögens gab, um deren damals mediokre Museen zu Weltruhm zu führen. Er schenkte Berlin seine exquisiten Kunstsammlungen, steckte sein Geld in Grabungen im Orient und überließ seiner Stadt deren Funde – auch den, mit dem sie bis heute weltweit wirbt: Nofretete. Und Berlin? Hat den Mann glatt vergessen. Keine Straße, kein Platz, nicht eine zugige Ecke ist nach seinem größten Mäzen James Simon benannt.“

Das zweite ist nicht kürzer und nicht weniger anrührend:

„1848 kam ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren aus Süddeutschland nach Berlin, um hier sein Glück zu machen. Er hieß Leopold Ullstein. Neunzehn Jahre nach ihm kam ein junger Mann von 24 Jahren aus Ostdeutschland nach Berlin, um gleichfalls hier sein Glück zu machen. Er hieß Rudolf Mosse. Abermals dreizehn Jahre später kam ein junger Mann von einunddreißig Jahren aus Westdeutschland nach Berlin, auch er, um hier sein Glück zu machen, das die beiden anderen schon gemacht hatten. Er hieß August Scherl. Diese drei Männer veränderten das Gesicht der Stadt. Zusammen, wenn auch nicht gemeinsam, vereint, wenn auch im stetigen Wettstreit erbauten sie auf

* Überarbeitete Fassung des Vortrags im Journalisten-Club der Axel Springer AG.

dem Fundament [...] der geschäftstüchtigen Buchhändler Rüdiger, Voss, Haude und Spener und nicht zuletzt des sie allzeit mahnenden Heinrich von Kleist die größte Zeitungsstadt der Welt.“

Das erste meiner Zitate stammt aus der ZEIT vom 6. April, das zweite aus Peter de Mendelssohns mitreißendem Buch „Zeitungsstadt Berlin“ von 1959. Was sie verbindet, braucht, wie mir scheint, keine Erklärung. Aber gerade wegen dieses Verbindenden interessiert mich hier nicht der Treppenwitz der Kochstraßen-Umbenennung (so etwas gibt ja immer und überall), wohl aber der so uninspiriert vorgetragene Protest, der von der Geschichtsaura des Orts entweder nichts mehr weiß oder ihr nichts mehr zutraut. Sollte, so fragt man sich unwillkürlich, Axel Springer wirklich der letzte gewesen sein, der uns hätte sagen können, daß hier die Fleet Street von Berlin verschwinden soll? Sollte sich, was so unverdächtige Zeitzeugen wie Peter de Mendelssohn oder Hans Wallenberg noch vor vierzig Jahren als „Geist der Kochstraße“ beschworen haben, innerhalb einer Generation wirklich in Luft aufgelöst haben?

Aber, so werden Sie einwenden, ist die Stadt wirklich so erinnerungslos? Bauen wir nicht alle sympathetisch mit an Lehmanns Museums-Insel? Diskutieren wir nicht mit Bürgersinn über Schloßneubau und Humboldt-Forum? Und vor allem: Haben wir nicht das mächtige Erinnerungstryptichon Holocaustdenkmal, Jüdisches Museum und Topographie des Terrors zustandegebracht und damit den Nachtmahr unserer Jugend – Sie erinnern sich: die berühmte Flugaufnahme vom total zerbombten Berlin, mit Wagner-Klängen unterlegt, dann die Rückblende auf marschierende SA, Führer-Auto und verzückte Passantengesichter und schließlich das Finale mit erneuten Inferno-Bildern, diesmal aus „Bei Nacht und Nebel“ – haben wir diesen Albtraum nicht in ein tragendes Fundament der neuen Republik umgegossen? Können wir, kann die überforderte Hauptstadt alles auf einmal tun?

Natürlich nicht alles auf einmal, so darf ich ganz schnell antworten, aber doch ziemlich viel zugleich. Das liegt nun einmal im Wesen der großen Stadt. Zugegeben, daß sich die Identität von Städten zunächst einmal von ihrer Oberfläche her bestimmt, von den markanten Seh-Eindrücken, die im Falle Berlins leider nur selten noch die historisch geprägten sind. Aber, so frage ich Sie, was ist das visuelle Profil einer Stadt ohne die Tiefenstruktur von Geschichten? Was wäre das siebentorige Theben ohne die Legenden von Herakles, Ödipus und Antigone und ohne die Geschichte vom Haus des Dichters Pindar, das als einziges der Zerstörung der Stadt durch Alexander entging? Sicherlich, Berlin ist eine der jüngsten unter den europäischen Metropolen und hat deswegen keine Gründungslegenden, keine Dombaugeschichte und keine Kaiserin Theophanu zu bieten. Aber wo sind die Geschichten seines merkwürdigen und im Grunde undeutschen Aufstiegs seit 1700 abgelegt? Orientiert man sich an der Medienpräsenz, dann ist die Geschichte Berlins nicht älter als 70 Jahre: sie beginnt mit Sportpalastrede und Wannsee-Konferenz, setzt sich fort mit Luftkrieg, Bendlerblock, Führerbunker, Teilung, Blockade, Mauerbau und Studentenrevolte und endet mit den beiden Sphinxrätseln Mauerfall und Hauptstadtwerdung.

Man könnte es eine stellvertretende Pathographie der heutigen Republik nennen, aber vielleicht ist es auch nur die narzißtische Bildkollektion, die uns Schicksal suggerieren und Abstand von den öderen Kontexten wie Wirtschaftswunder und Sozialaufbau, Wirtschaftsverfall, Überalterung und Pisa verschaffen soll. Ich glaube, man muß kein Historiker sein, um zu spüren, daß mit diesem in Bildern erstarrten Kurzzeitgedächtnis nur eine halbe Hauptstadt-Identität zu gewinnen ist.

Das mag alles etwas magistral, vielleicht sogar kannegießerisch klingen, was allerdings nicht heißt, daß es deshalb schon unrichtig wäre. Sie haben nun einmal einen Historiker geladen, der mit der Einsicht, daß das gegenwärtige Berlin eine Stadt ohne tieferes Geschichtsbewußtsein ist, nicht einverstanden sein kann und deshalb auf Abhilfe sinnt. Das bisherige Ergebnis dieses Sinnens lautet ungefähr so (wobei „ungefähr“ heißt, daß es stets revidierbar ist): es gibt in der kurz bemessenen Biographie der Stadt bis zum Eintreffen des ‚großen Diktators‘ fünf, bestenfalls sechs große Geschichten, die immer wieder erzählt und geprüft sein wollen. Es sind dies die Geschichte Friedrichs des Großen, die Geschichte der Kulturblüte um 1800 (also der Humboldt-Epoche), die Geschichte der Berliner Presse, die Geschichte des Aufstiegs zum global führenden Wissenschaftsstandort im späten 19. Jahrhundert und die Geschichte der zweiten Kulturblüte in den „Goldenen Zwanzigern“. Ob auch die wirtschaftliche und industrielle Glanzzeit, also die Borsig-Siemens-AEG-Ära, dazu gehört, wage ich nicht zu entscheiden, weil ich davon zu wenig verstehe. – Wenn Sie jetzt einwenden: aber sind das nicht alles Triumph- und Rettungsgeschichten? ist das nicht einseitige Geschichtsschreibung? – dann gebe ich zu bedenken, daß es zunächst einmal die Geschichten sind, die – wie anderswo auch – die Zivilisation der Stadt geprägt haben, bevor sie – wie anderswo nicht – zur Vorgeschichte des Zivilisationsbruchs, Untergangs und Wiederaufbaus wurden, als die wir sie heute offenbar nicht gut ertragen können. Da es aber historische Nullpunkte (ein Lieblingswort der Nachkriegsdeutschen) nicht gibt, sondern nur die brüchige Kontinuität, bleibt die Vorgeschichte unablässig sowohl von der Katastrophe wie der Erneuerung.

Zwei meiner Geschichten, die des machtbesessenen „roi philosophe“ Friedrich II. und die der vielleicht nicht ganz so goldenen Zwanziger Jahre, sind zwar verblaßt, aber nicht wirklich vergessen. Neben einer passablen akademischen Konjunktur erfreuen sie sich sogar einer ephemeren Popularität, etwa in Gestalt des „Müllers von Sanssouci“ oder durch Faßbinders TV-Film „Berlin Alexanderplatz“ und den Evergreen „Dreigroschenoper“.

Zwei weitere Geschichten sind nur deshalb nicht vergessen, weil es gar kein formiertes Wissen von ihnen gibt, das vergessen werden könnte. Das ist einmal die Berliner Genie-Zeit um 1800 mit Wilhelm und Alexander von Humboldt an der Spitze, mit Schadow, Langhans, Rauch und Schinkel, mit Moritz, Tieck, Wackenroder, Kleist, Arnim und E. T. A. Hoffmann, mit Schleiermacher und Fichte, mit Salomon Maimon und Rahel Levin-Varnhagen, mit Stein, Hardenberg, Scharnhorst und Clausewitz, mit Wolf, Niebuhr, Zelter, Savigny und so fort, – wie Sie sehen, eine völlig ernstzunehmende Konkurrenz zum klassischen Weimar, wenn auch unter großstädt-

tischen Vorzeichen. Die andere ist die Geschichte der grandiosen Berliner Wissenschaftskultur, die durch die Gründung des Preußischen Kultusministeriums 1815 eingeleitet wurde und in eine ähnlich prominente Galerie, wie die eben genannte, von Lepsius, Ranke und Mommsen bis Virchow, Max Planck und Einstein, mündet. Auf die Tatsache, daß beide Phänomene epochen- und institutionsgeschichtlich so gut wie unerforscht sind, hat neuerdings die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften reagiert und in ihrem Haus am Gendarmenmarkt die langzeitlichen Forschungsprojekte *Berliner Klassik* und *Preußen als Kulturstaat* etabliert, die diese beiden großen Noch-Nicht-Geschichten aus dem Wust der Quellen markant hervortreten lassen und damit – eines Tages – auch erzählbar machen sollen. Dank der ewig jungen Akademie ist also längst nicht alle Hoffnung verloren. Vielleicht hat sie mich auch deshalb an einen Ort geschickt, wo man den Pulsschlag der Zeit nicht nur vermutet.

Bleibt die fünfte und letzte meiner großen Geschichten, die Geschichte der Berliner Presse, die, obwohl sie mit der Stadtgesellschaft zweifellos am vitalsten und unmittelbarsten verbunden ist, jeglicher Fürsorge entbehrt. Diese Behauptung bedarf, da sie manchen verletzen könnte, einer Erläuterung, – denn realiter gibt es Medien- und Kommunikationswissenschaftler zuhauf in der Stadt und unter ihnen auch prominente Pressehistoriker, etwa Walter J. Schütz, Rudolf Stöber, Walter E. Keller und Bernd Sösemann, von denen vor allem der letztere durch wichtige Einzelstudien zur Preußischen und Berlinischen Pressegeschichte hervorgetreten ist. Mit anderen Worten: es fehlt nicht an Bausteinen, wohl aber an einer wissenschaftlich fundierten Gesamtdarstellung des singulären Phänomens. Das mag primär mit den furchteinflößenden Quellenmassen zu tun haben, aber vielleicht auch mit einer gewissen Scheu, die so offensichtliche Sonderrolle Berlins innerhalb der deutschen Pressegeschichte herauszustellen. Letzteres, die Sache mit der Scheu vor der Sonderrolle, ist nicht so leicht hingesprochen, – auch wenn jeder weiß, daß Presse nun einmal zur Stadt gehört, und große Presse zur großen Stadt. Nicht wenige Presseforscher, an ihrer Spitze mein Berater Holger Böning in Hannover, betreiben ihre Arbeit denn auch als Stadtgeschichte. Doch mit Berlin, das im übrigen bei Böning (vielleicht aus ebendieser Scheu?) noch fehlt, verhält es sich etwas spezieller. Zwar ist es spätestens seit 1800 eine Art Metropole und seit 1871 auch eine Hauptstadt, aber eben nicht im Sinn von London, Paris oder New York.

Deutschland war und ist, wie Sie wissen, seit Karl dem Großen, also seit rund 1.200 Jahren, ein dezentrales Gebilde, das – wenn überhaupt – mit Ersatzhauptstädten auskam. Je nachdem, wo der Kaiser gerade residierte, konnte das im Extremfall auch Palermo oder Madrid sein. À la longue entstand daraus die berühmte deutsche Streu- oder Stadttheaterkultur, die alles litt, nur keine Hauptstadt oder eine Metropole. Spätestens im 18. Jahrhundert wurde das zu einem erklärungsbedürftigen Zustand, als sich nämlich die Vorstellung durchsetzte, daß zu einem modernen Nationalstaat eine Metropole gehört. Die eigensinnige Antwort der deutschen Intelligenz auf diesen Zwiespalt wurde von Goethe formuliert, der seinen Landsleuten empfahl, sich eine

Wahlhauptstadt des Herzens im Ausland, zum Beispiel Rom, zu suchen, was bekanntlich bis heute funktioniert. Zugleich zeigte er, daß sich das geistige Zentrum einer Nation auch im machtfernen Irgendwo der Provinz einrichten ließ, zum Beispiel in Weimar, was uns ebenfalls bis heute das Herz erwärmt. Im 5.000-Seelen-Nest Weimar gab es zwar einige wichtige Journale, einmal sogar eine politische Zeitung, aber natürlich keine „Presse“. Hier durften geeignete Städte einspringen. Die bedeutendste deutsche Zeitung des 18. Jahrhunderts war der „Hamburgische Unpartheyische Correspondent“, die bedeutendste des frühen 19. Jahrhunderts Cotta's „Allgemeine Zeitung“ in Augsburg, das heute nicht einmal mehr in der zweiten Bundesliga ist, für dessen ehrgeiziges Blatt damals aber Heinrich Heine aus Paris schrieb. Auch das ist bis heute gültig geblieben. „Frankfurter Allgemeine“, ehemals Hamburger „Welt“ und Münchner „Süddeutsche“ sind wahrscheinlich alle drei so etwas wie Weltblätter, aber keine klassischen Hauptstadtblätter, die als neutrale Repräsentanten der nationalen Öffentlichkeit auftraten. Auch die „Welt“ hat bei ihrem Wechsel nach Berlin, so weit ich erkennen kann, diesen Gestus nicht übernommen. Bonn hingegen, die provisorische West-Hauptstadt bis 1991, die uns Hauptstadtverächtern ganz nach dem Herzen war, versuchte gar nicht erst, zeitungsmäßig Staat zu machen, obwohl ihr die deutsche Streukultur das nicht grundsätzlich verboten hätte. Aber es war eben Hauptstadt.

Nur unter diesen Voraussetzungen einer gewachsenen Komplementär- oder Puzzlekultur läßt sich verstehen, welche Beunruhigung von der Entwicklung Berlins seit dem späten 19. Jahrhundert ausging. Berlin war ja nicht nur die erste reguläre Hauptstadt des Landes und bald darauf schon die drittgrößte Stadt der Welt, es wuchs auch unbekümmert in einen modern-metropolitanen Kulturbetrieb hinein, der Menschen und Ideen in beliebiger Zahl ansaugte und das Prinzip der vielteiligen Kulturlandschaft zu ignorieren schien. Nicht, daß Berlin diese Kulturlandschaft zerstört oder auch nur ernsthaft beschädigt hätte (sie lebt ja bis heute fort), doch als Labor einer neuen und befremdlichen Massenkultur stand es konträr zur Tradition und aktivierte altneue Vorbehalte, die sich bezeichnenderweise am heftigsten gegen den unbändigen Liberalismus seiner Presse richteten. Wo immer die Anmaßung der Metropole gemeint war, kam die angebliche Charakterlosigkeit der freien Presse ins Visier, sei es als „Judenpresse“, sei es als liebstes Kind der „Hure Babylon“, das heißt eingepackt in den seit der Bibel verfügbaren Fundus der Großstadtverfluchung, wobei nicht etwa der entfesselte Kapitalismus oder das autokratische Gehabe des Kaisers, sondern der Boulevard und seine Journaille als die wahren Agenturen der Sündhaftigkeit galten. Ich erinnere an diese kulturkampffählichen Auseinandersetzungen um die Berliner Presse, weil deren markante Vorreiterrolle im problematischen deutschen Modernisierungs- und Demokratisierungsprozeß selbst von Historikern in der Regel unterschätzt wird. Allgemein bekannt ist nur der unglückliche Ausgang, also der Sieg der antiliberalen Kräfte, die mit der Hugenberg-Presse auch in Berlin selbst Fuß faßten und der faschistischen Gleichschaltung das Feld bereiteten. Daß nach der Katastrophe der dezentralistische Ur-Vorbehalt schnell wieder präsent war, soll nicht

unerwähnt bleiben. Jedenfalls hatte er keine sonderliche Mühe, die zwiespältige Strategie der Alliierten, nämlich Preußen zu verbieten und Berlin zu halten, in seinem Sinn auszulegen und die Schuldzuweisung retrospektiv an die jetzt degradierte Hauptstadt zu delegieren, als dem vorgeblich einzigen Keim eines spezifisch „preußischen“ Nationalismus. Erst das von fremder Hilfe abhängige und presseentblößte Insulaner-Berlin, eine irgendwie zu große Provinzstadt, war wieder tolerierbar.

So viel zunächst, um anzudeuten, welch heikles, aber auch faszinierendes Geschäft die historische Rekonstruktion der Berliner Presse wäre. Ja, wenn ich ehrlich bin, dann fällt mir als einem germanistischen Literatur- und Kulturhistoriker gegenwärtig kein wissenschaftliches Abenteuer ein, das größer und lohnender wäre. Damit ist neben der Bändigung der Quellenmasse vor allem das Verfahren gemeint. Denn was sich für den Literaturhistoriker spontan als ein Stück reizvoller Geschichtsschreibung zwischen Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ und Plessners „Verspäteter Nation“ darstellen mag, erfordert in Wirklichkeit eine Verquickung von Literatur-, Technik-, Wirtschafts- und Materialgeschichte, die es in sich hat. So gibt es jedenfalls das erstaunliche Buch von Peter de Mendelssohn vor, von dessen Mischung aus Insiderwissen und Intuition alle weitere Beschäftigung ausgehen muß.

Mendelssohn kam 1945 aus dem Londoner Exil zurück, wo er sich 12 Jahre lang eine zweite, englischsprachige Journalisten-Karriere aufgebaut hatte. Die erste dauerte von 1926–1933 und spielte sich in der Redaktion von Mosses „Berliner Tageblatt“ ab, also unter den Fittichen des großen Theodor Wolff. Als Pressechef der amerikanischen Kontrollkommission beteiligte sich Mendelssohn noch 1945 an der Gründung des „Tagespiegels“ und 1946 an der Gründung der „Welt“. Und da er bis 1970 in Berlin blieb, erlebte er auch noch die Ullstein-Übernahme durch Axel Springer und die Einweihung seines Verlagshauses am 6. Oktober 1966. Ich berichte das nicht, um seine Manen an diesem Ort zu beschwören (er kam ja gewissermaßen von der Konkurrenz), sondern um seine unwiederholbare Erfahrung zu verdeutlichen. Geboren in München, aufgewachsen in Dresden-Hellerau, journalistisch gehärtet in Berlin und London, wechselnd zwischen Zeitung und Schriftstellerei, kannte er so ziemlich alles, was ich hier angesprochen habe: die Städtkultur Deutschlands, die Presse-Ökonomie der Metropolen, das moralische Roulette der Pressefreiheit und die Verletzbarkeit des Liberalismus.

Doch das Besondere seines Buches erschöpft sich nicht in dieser Insider-Kompetenz. Das wirklich Erstaunliche daran ist die Liebe, Faszination und Identifikationsbereitschaft, womit er, ein Verlierer und Verjagter von 1933, seinen Gegenstand umfaßt. Das ist eine Einstellung, die uns heute so ziemlich abhanden gekommen ist, weswegen wir ihm ja auch, wenn wir ehrlich sind, sein Wort von der „größten Zeitungstadt der Welt“ oder vom „zeitungsversessensten und zeitungsverwöhntesten [Stadt-]Volk der Welt“ nicht so recht glauben wollen. Aber de Mendelssohn ist sich seiner Sache gewiß: 80 Tageszeitungen im Jahr 1914 und gar 146 im Jahr 1928 (wenn man die Stadtteilzeitungen mitzählt), das habe es wirklich nur in Berlin gegeben, ebenso wie die Tatsache, daß sich aus dieser Meinungs- und Informationsviel-

falt nie ein nationales Repräsentationsblatt herausgehoben habe wie die Londoner „Times“, der Pariser „Le Monde“ oder die „New York Times“, als habe man auch in Berlin das dezentralistische Credo verinnerlicht. Diese Besonderheit kann natürlich auch Mendelssohn nicht ohne weiteres auf der Haben-Seite verbuchen, weshalb sich spätestens hier die Frage stellt, was denn, über die reinen Quantitäten und einige deutsche Eigenarten hinaus, die singuläre Bedeutung und Modernität dieser Zeitungskultur ausgemacht habe. Obwohl Mendelssohn kein historischer Thesenschmied ist, bleibt er die Antwort darauf nicht schuldig, ja im Grunde ist der ganze Mittelteil seines Buchs, die Chronik der Ullstein-Mosse-Scherl-Epoche, diese Antwort in dramaturgischer Form. Danach wäre es der Berliner Presse gelungen, gegen den feudalen Überschuß der politischen Wirklichkeit und gegen die Real-Chimäre des deutschen Untertanengeistes eine stadtbürgerliche Öffentlichkeit zu formieren, in der ein fast unbegrenzter Meinungs- und Informationsmarkt um die tägliche Neuverteilung der Lesergunst stritt. Für Mendelssohn besteht kein Zweifel daran, daß sich diese Presse als Erbin der gescheiterten Revolution von 1848 verstand und – im Sinne eines Defizitenausgleichs – die sanktionierte Stimme des demokratischen Pluralismus in einem halb-autokratischen Staatswesen vertrat. Was er in nicht endenden Gründungs-, Konkurrenz- und Niedergangsepisoden dokumentiert, zielt also auf etwas Drittes zwischen der politischen Verfaßtheit einerseits und dem autoritären Nationalcharakter im Sinne Heinrich Manns und Horkheimer/Adornos andererseits, nämlich auf die Orientierungsautonomie des Bürgers, die damals nur die Großstadt und der Fortschritt der Druck- und Vertriebstechneik gewähren konnte. Medienhistoriker mögen geneigt sein, dies alles mit der generellen Entwicklung der Presse zur „vierten Kraft“ im Staate zu verrechnen und das spezifisch Berlinische daran nicht zu hoch anzusetzen. Das ist natürlich zu bedenken. Allerdings hält Mendelssohn, dem es an internationaler Erfahrung ja nicht mangelte, entschieden daran fest, daß die Rolle des demokratischen Korrektivs, die die Berliner Tagespresse vor allem in der Gründerzeit, aber auch noch in der Weimarer Republik spielte, nirgendwo sonst ein wirkliches Pendant hatte. Dementsprechend läuft der letzte Teil seines Buches, der dem demokratischen Wiederaufbau unter seiner eigenen Mitwirkung gewidmet ist, auf den Versuch hinaus, an den Geist der 1933 untergegangenen Berliner „Zeitungsrepublik“ als eine der so raren Freiheitszellen in der deutschen Geschichte anzuknüpfen. Was aus diesem hochherzigen Versuch geworden ist, wäre eine Geschichte für sich.

Meine Damen und Herren, ungefähr zwei Drittel meiner Zeit dürften verbraucht sein, so daß es angebracht scheint, endlich konkret werden. Ich habe im vergangenen Herbst meiner Akademie den Entwurf eines sogenannten Langzeitvorhabens mit dem Titel: „Berliner Presse. Bibliographisches Handbuch und Geschichte“ vorgelegt. Die damaligen Umstände verlangten Eile, so daß ich mich nicht mehr mit der Berliner Medienforschung beraten konnte, sondern auf eine frühere Zusammenarbeit mit Holger Böning und seinem Institut „Deutsche Presse“ in Hannover verlassen mußte. Aber auf diese Weise ist das Papier wenigstens fertig geworden. Es besteht

aus ein wenig Berlin-Enthusiasmus und viel staubtrockener Konzeptbeschreibung, wobei – so will es die Auffassung des Wissenschaftsrats von Akademienvorhaben – ein umfassendes Quellenerschließungsprojekt den Hauptteil ausmacht, der Entwurf einer wissenschaftlich fundierten Pressegeschichte den (nicht minder wichtigen) Rest. Ich spreche von „umfassender“ Quellenerschließung, weil im Gegensatz zu Mendelssohn, dessen Recherchen sich ja im wesentlichen auf die Tageszeitung und ein paar besonders markante Wochenjournale beschränken, hier auch der ganze *Zeitschriftensektor* erfaßt werden soll, ja im Grunde alle *periodische* Literatur bis hin zum wissenschaftlichen Jahrbuch. Mit den systematischen Grundsätzen dieses Inventars und seiner komplizierten Auswahlproblematik will ich sie hier nicht behelligen. Nur soviel sei gesagt: wenn alles gelingt, wird es nicht nur ein großartiges Quellenrepertorium für die Bildungs-, Wissenschafts-, Sozial- und natürlich auch politische Geschichte sein, sondern auch das verlässlichste Abbild des deutschen Wegs in die Moderne.

Über fehlende Anerkennung innerhalb der Akademie konnte sich dieser Entwurf nicht beklagen. Zeitweise war er ganz oben in den Charts, um dann allerdings trotzdem aus dem eng bemessenen Kontingent der akademiefinanzierten Neuvorhaben ausgeschieden zu werden. Das geschah nicht, weil den Juroren wieder einmal zuviel Hauptstadt im Spiel war (obwohl einem auch das durch den Kopf geht), sondern weil die maßgebliche Kommission gerade dieses Projekt für besonders geeignet hielt, die immer klaffende Lücke zwischen einsamer Forschung und (wie man so sagt) interessierter Öffentlichkeit einmal beispielhaft zu schließen. Und wo sollte die interessierte Öffentlichkeit exemplarischer anzutreffen sein als in diesem Haus, Stockwerk und Saal. Als erprobter Stuben- und Akademiegelehrter könnte ich jetzt unterstellen, ich stünde hier wie der Prophet Jeremias, dem der strenge alttestamentarische Gott bekanntlich befiehlt: Gehe aus deiner Abgeschiedenheit hinaus in die Stadt und sage ihnen, was sie gefälligst beherzigen sollen, – oder so ähnlich. Aber das wäre völlig unaufrichtig, denn ich selbst habe in meinem Entwurf diesen Richtungspfeil gesetzt, indem ich ein „Zentrum für Berliner Presseforschung und Pressegeschichte“ vorschlug, das sich auch außerhalb der Akademie angesiedelt gut ausnehme, möglicherweise in einem historischen Gebäude der Stadt. Jeremias – so nehmen wir heute an – hat sich ja auch selbst aus dem Priester- oder Prophetenseminar hinausgeschickt!

Der erwünschte Schritt in die Öffentlichkeit hat aber, ich spreche hier noch metaphorisch, seine Kosten. Rein akademische Forschungsprojekte haben einen anderen Charakter als solche, die den lebendigen Kontakt zur Öffentlichkeit suchen. Geisteswissenschaftliche Forschung, die sich um Drittmittel bemüht, wie es heute gang und gäbe ist, muß sich zwar als innovativ, in sich schlüssig und durchführbar präsentieren, kann sich dann aber einpuppen, bis nach Auslaufen der Förderung die Ergebnisse vorzulegen sind, – oft genug einer trägen, manchmal auch einer hyperkritischen Kollegenschaft. In diesem Sinn ist der erwähnte Akademie-Entwurf abgefaßt, und nur das habe ich im Grunde gelernt.

Meine folgenden Vorschläge sind also alles andere als professionell, wofür Menschen, die sich wichtig zu nehmen vermögen, gern den Begriff „Vision“ bemühen. Ich würde allerdings lieber, für den Fall, daß das Vorhaben Gestalt annimmt, auf eine Planergruppe, sagen wir: à trois, mit sich ergänzenden Kompetenzen vertrauen. Aber noch stehe ich hier allein. Was also läßt sich vorstellen? Was dürfen, in einem Vertragsprojekt, auf der einen Seite die Akademie, auf der anderen Seite die prospektiven privaten Träger, Sponsoren oder Stifter fordern? Machen wir uns klar: Alles was die Akademie zu vertreten hat, das heißt die Erstellung eines vielbändigen Quellenwerks und einer mehrbändigen Geschichtsdarstellung, dauert lang. Darüber läßt sich reden, aber es läßt sich nicht darauf verzichten. Alles was die Partnerseite vertritt, hat einen anderen Zeitrhythmus und geht auf Aktualisierbarkeit. Der nächstliegende Vorschlag wäre hier natürlich eine historische Ausstellung, die die „große Geschichte“, die im Dachgeschoß wissenschaftlich rekonstruiert wird, im Erdgeschoß in sinnvoll verdichteter, eventuell auch wechselnder Bildlichkeit illustriert. Das mag in einer Museumsstadt wie Berlin vielleicht nicht der originellste aller Einfälle sein. Aber Tatsache ist: im selbstvergessenen Berlin gibt es derlei nicht. Zur grandiosen Pressegeschichte dieser Stadt bietet das „Museum für Kommunikation“ nicht mehr als eine Vitrine, was an Verleugnung grenzt und selbst für eine gymnasiale Unterrichtsstunde zu wenig ist.

Also Obergeschoß und Untergeschoß. Aber was hätte in der Mitte zu geschehen? Auf den ersten Blick kann das nur das Gespräch zwischen Journalisten und Wissenschaftlern und beider Publikum, also den Lesern und Studierenden, sein. Aber in welcher Absicht? Nun, einen ersten Versuch habe ich ja bereits gemacht, indem ich Sie an den historisch weitgehend verblaßten Kampf erinnere, den speziell die Berliner Presse um die öffentliche Meinungsfreiheit, also die Demokratisierung der Metropole geführt hat. Oder mit meiner mentalitätsgeschichtlichen Erwägung, was den Deutschen eine Hauptstadt bedeutet. Beides kritisch zu erinnern, steht Journalisten wohl an, obwohl Historiker es vermutlich besser können. Die Richtung dreht sich um, wenn es um den professionellen Alltag und aktuelle Überlebensfragen der Zeitung geht. Wissenschaftler und „Intellektuelle“ kritisieren die Presse zwar unentwegt, aber von der Frage, wieviel Layout, wieviel Bildanteil, wieviel Anzeigen, wieviel Boulevard, wieviel Lebenshilfe, wieviel Kiez, wieviel Biederkeit etc. nötig sind, um eine spezifische Leserschaft zu halten, verstehen sie in der Regel soviel wie der Fußball-Fan von den Trainersorgen. Nur daß ihnen die Loyalität der Fans fehlt. Davon gleich mehr.

Die gemeinsame Basis des Disputs könnte der historische Befund sein, daß keines der großen Wort-Medien, die die Epoche seit Gutenberg hervorgebracht hat, bislang von der Bildfläche verschwunden ist. Die Verzagtheit meines Fachs, der Germanistik, hat viele Gründe, aber einer davon ist zweifellos die Sage vom Verschwinden des Buches im Internet oder sonstwo. Inzwischen sind dreißig sorgenvolle Jahre darüber verstrichen, und die Antwort heißt unverändert Brechtisch: „Keine Red' davon“. Und natürlich wird auch die Tageszeitung nicht verschwinden, auch wenn

sich ihre Stellung im Informations-Mix und damit das Profil ihrer Leserschaft ständig ändern. Heute ahnen wir: wer ausschließlich fernsieht, hat mäßige Aussichten, es zu etwas zu bringen, wer täglich ein bis zwei Zeitungen und ihre Kommentare liest, sehr viel bessere. Deshalb könnte es eine durchaus noble Funktion des vorgeschlagenen Zentrums sein, sich als Agentur für die „corporate identity“ von Zeitungslesern zu verstehen, – natürlich mit den Schulen als bevorzugter, wenn auch nicht einziger Zielgruppe, und gestützt auf die „große Geschichte“ der Berliner Zeitungsvergangenheit, die ein so faszinierendes Bild von der Innovationskraft und Flexibilität des Mediums vermittelt.

Zeitungslesen ist eine Kulturtechnik, die den Prozeß der Modernisierung entscheidend mitgeprägt hat und das auch in Zukunft tun wird. Doch im Gegensatz zu anderen Kulturtechniken, an denen sich die Diskussion um die öffentliche und nichtöffentliche Elitebildung entzündet hat, gilt es als wildwüchsig. Selbst in der aktuellen bildungsreformerischen Hektik um den Verfall der Lesefähigkeit hat es, so weit ich sehe, keine pädagogische Lobby gefunden. ‚Zeitungslesen‘ fehlt notorisch in den schulischen Curricula, weshalb selbst germanistische Studienanfänger in der Regel keine Vorstellung davon haben, was das Wesen einer Zeitung ist, nach welchen Prinzipien sie funktioniert und genutzt werden will. Die Abhilfe, die mir vorschwebt, schließt an eine ältere Initiative Volker Schulzes an und heißt: Akademie und Berliner Presse offerieren, am besten vermittelt des von mir vorgeschlagenen ‚Zentrums‘, den Schulen der Stadt eine „Initiative Zeitungslesen“, die mit Handreichungen für die Lehrer und Einführungsveranstaltungen für die Schüler jene neue Lerneinheit kreiert, die es eigentlich schon lange geben sollte. Daß solcher Bewußtseinsmobilisierung ein unter Wissenschaftlern unbeliebter Kampagnencharakter anhaftet, sollte dabei nicht stören. Verglichen mit dem stummen Verteilen von Zeitungs-Freixemplaren an den Schul- und Universitätsstoren hätte ein solches Vorhaben hohes Format.

Ich will aber auch einen Versuch mit dem anderen Ende der Geltungsskala machen, wo die Luft dünner oder dicker ist (Sie können das gleich selbst entscheiden). Auch hierbei geht es um Bewußtseinsmobilisierung und Bewußtseinswandel, wenn auch auf einer anderen Ebene. Hieß mein erster Vorschlag: die Stadt muß sich ihre Zeitungsleser erziehen, wenn nicht durch die Eltern, dann durch die Schule, so heißt der zweite: die Stadt, die – seien wir ehrlich – nur sehr ungenau weiß, was sie ist, braucht eine unabhängige Agentur, die es sich zur Aufgabe macht, Wissenschaftler und Intellektuelle für eine hauptstädtische Presse-Initiative zu gewinnen. Noch lieber hätte ich gesagt: für ein Bündnis mit der Presse, wenn dies nicht auf zu viele Unwägbarkeiten stieße. Nicht daß die Berliner Zeitungen Wissenschaft, Kunst und Kultur vernachlässigten und die Intellektuellen in ihr nicht zu Wort kämen. Diesbezüglich ist wohl alles normal. Doch von einer urbanen Solidarität zwischen den beiden so zentralen Wort-Instanzen kann keine Rede sein. Die Indifferenz der Presse im Kochstraßen-Streit deutet auf ein unsicheres Selbstbild, die Abstinenz der Intellektuellen und Gelehrten (einschließlich der Medienwissenschaftler) auf Desinteresse oder Arroganz.

Es ginge also zunächst darum, die Personen finden, die als Beförderer und Ideengeber einer Berliner Presse-Initiative in Frage kommen, um – nächster Schritt – mit ihrer Hilfe wichtiges Grundlagenwissen zu sammeln: beispielsweise zum Selbst- und Fremdbild der Berliner Presse, aber auch zu den geschichts- und milieuspezifischen Eigentümlichkeiten der Stadt. Alles weitere sollte sich auf die Möglichkeiten eines konkreten und sich ergänzenden Dialogs beziehen, sei es, um neue Lesergruppen zu erschließen, sei es, die journalistischen mit den akademischen Interessen abzugleichen, oder sei es, den urbanen Mentalitäts- und Milieuwandel zu erkunden.

Für letzteres ein (fast) beliebiges Beispiel: Im Schatten des Großparty-Tourismus, über den die Berliner Presse zuverlässig berichtet, ist Berlin zu einem quasi unkontrollierten Anziehungspunkt des deutschen und internationalen Kultur- und Wissenschaftsnachwuchses geworden, wofür der Begriff „Szene“ längst nicht mehr ausreicht. Als Phänomen, das weder von seiner Oberfläche noch seiner Permanenz her klar zu fassen ist, aber für die Zukunft der Stadt höchst bedeutsam werden kann, ist ihm die Gelegenheits- und Event-Berichterstattung eigentlich nicht mehr angemessen. Wie alle neuen und undefinierten Zuwächse des großstädtischen Milieus braucht es anstatt dessen so etwas wie ein „Format“ (falls ich diesen Fachbegriff richtig verstehe), einen von Journalisten und Experten zu findenden Vermittlungsmodus, der die Sache ins öffentliche Bewußtsein trägt.

Zu bedenken ist allerdings, daß der Dialog zwischen Journalisten und „Intellektuellen“, der so etwas leisten kann, in Deutschland historisch belastet ist. „Intellektuelle“ (Wissenschaftler, Künstler, Freischwebende) pflegen hier der Tagespresse mit einer Mischung aus Begehrlichkeit und Herablassung zu begegnen, als könne man sich zwar mit der probaten Dienstleisterin, nicht aber deren übler Verwandtschaft abfinden. Dabei kann ihnen schwerlich entgangen sein, daß der sogenannte Qualitätsjournalismus seit je einen eigenen und konkurrierenden Intellektuellentypus ausmacht, – heute im übrigen in dem Maße zunehmend, in dem die Zeitung an Informationshoheit verliert und an Kommentar- und Diskussionshoheit gewinnt. Begründet wird dieses Geltungsgefälle herkömmlicherweise damit, daß der Journalist für den Tag denkt und schreibt, der Intellektuelle hingegen darüber hinaus, falls nicht für die Ewigkeit. Das Mindere, ja Verdächtige liegt also – da Expertentum und Bildung des Journalisten in vielen Fällen nicht zu bestreiten sind – in der Aktualität. Im Gegenzug wird Weltfremdheit, die sich viele „Intellektuelle“ attestieren lassen müssen, in der Regel sehr viel moderater beurteilt, jedenfalls in Deutschland, wo die berühmte Schillersche Absage an den „unreinen Partheygeist“ der Gegenwart zugunsten dessen, was er „rein menschlich“ nennt, eine eigene und lang andauernde Prominenzlinie begründet hat.

Bekannt man sich zu dieser Linie, dann liegt es in der Tat nahe, die qua Profession ins Leben verstrickten Journalisten und Leitartikler als „unreine“ Intellektuelle von den „reinen“ Intellektuellen und Seminar-moralisten zu unterscheiden, die im Dienste eines zukünftigen Glücks die Gegenwart zu überspringen vermögen. Wie die Journalisten heute mit dieser beharrlich fortlebenden Asymmetrie umgehen, entzieht sich

meiner Kenntnis. Ich nehme an: gleichgültiger, aber sicherlich nicht einheitlich. Wenn mein Eindruck nicht täuscht, dann haben viele Zeitungen seit der Intellektuellenschelte der Wendezeit den Stimmenanteil des Utopie-Diskurses merklich gesenkt und den des Experten-Essays merklich erhöht. Das geht zweifellos in die von mir vorgeschlagene Richtung, läßt sich aber nicht nur positiv auslegen. Denn so wie der alte Utopie-Diskurs in seiner Trivial-Version der political correctness als Weitwinkeleffekt fortbesteht und im journalistischen Mittelmaß grassiert (so daß man den alten utopistischen Diskurs fast vermißt), so steht der Experten-Essay, der eigentlich aus der Fachzeitschrift stammt, relativ isoliert im klassischen Tageszeitungskontext und bedarf jener journalistischen Formatierung, von der ich sprach, um Wirkung zu entfalten. Das Wunschbild hieße natürlich: der Experte als Journalist.

Wer als Historiker für die erneuerte Liaison (ich vermeide das Wort Versöhnung) zwischen Journalisten und Intellektuellen plädiert, wie ich es hier tue, hat guten Grund anzumerken, daß auch hierzulande die Verhältnisse einmal ganz anders waren. Gerade in Berlin gibt es Anlaß, an das intime Bündnis der deutschen Aufklärer mit der Presse zu erinnern. Da ist, um nur die berühmtesten Vertreter zu nennen, zunächst Lessing, der in der Vossischen Zeitung erstmals die gelehrte Rezension einführt, da ist Karl Philipp Moritz, der in derselben Zeitung mit einem hochgemuten popularphilosophischen Erziehungskonzept scheitert (immerhin), und da ist schließlich Heinrich von Kleist, der mitten in den Napoleonischen Wirren den damals wie heute höchst befremdlichen Einfall hat, eine Tageszeitung zwischen Boulevard und Philosophie, zwischen Polizeinachrichten und hohem Essay, also quasi zwischen B. Z. und Merkur zu kreieren. In die Zwischenräume setzte er allerhand Feuilletons und patriotische Aufrüstung. Diese „Berliner Abendblätter“ – übrigens die erste wirklich täglich erscheinende Zeitung in Berlin – hatten einen Riesenerfolg, bis sie sich im Netz der Zensur verfingen, Kleist finanziell ruinierten und vielleicht auch seinen Freitod verursachten. Das alles ist bekannt. Auch daß er eigentlich kein Journalist war wie vor ihm Lessing und Claudius und nach ihm Heine und die Jungdeutschen, die im übrigen alle nicht so riskant mit dem Medium umgingen wie er. Machen wir uns klar: als Kleist seine unheilige publizistische Allianz zwischen Klatsch und Geist schloß, war das deutsche Dichten und Denken – es ist ja die Blütezeit des Idealismus – so elitär wie nie mehr sonst. Daß er sich – selbst ein eigenwilliger Kantianer – damals dem Journalismus und speziell diesem Radikal-Journalismus zuwandte, kann deshalb nur heißen, daß er allein ihm zutraute, die Grenzen zwischen Leben und Geist, zwischen U- und E-Kultur zu überspringen. Was 150 Jahre später die intellektuellen Pop-Theoretiker formulierten: „Cross the border, close the gap“, hätte als Motto auch schon über seinem Experiment stehen können. Denn ein Experiment war es in jeder Hinsicht, am entschiedensten allerdings darin, daß Kleist mit der Entdeckung des Boulevards und der Großstadtöffentlichkeit die uns schon bekannte Idealisten-Herablassung kühn durchbrach, was um so erstaunlicher ist, als er sich bis dahin selbst als herkömmlicher deutscher Großstadtgegner gefiel.

Grosso modo war die Schillerlinie leider stärker als die Kleist-Linie. Zum Intellektuellen qualifizierte man sich bei uns bevorzugt durch geschichtsphilosophisches Systemdenken und eine pseudoreligiöse Weltverachtung. Der Boulevard hingegen stand unter Berührungsverbot, weswegen man einen sog. Boulevarddramatiker wie Kotzebue, der übrigens in Berlin die Zeitschrift „Der Freimütige“ herausgab, gern zum Erstechen freigab. Daß Berlin hier à la longue die Ausnahme wurde und zwischen 1848 und 1933 ein überquellendes Pressespektrum vom Boulevard bis zur Agora und zum Bildungstempel ausbildete, habe ich bereits hinreichend beschworen. Inzwischen sind die Karten neu gemischt, die Presse hat ihren Status als „Weltmacht“ verloren, bildet aber – im Vergleich mit Internet, TV und Rundfunk – die Idee der westlichen Aufklärung immer noch am anspruchsvollsten und zuverlässigsten ab. Und sie wird in Berlin, wenn sie sich an ihre lokalen Traditionen erinnert, auch die noch so unbestimmte Identität der neuen Hauptstadt am anspruchsvollsten und zuverlässigsten formen. Sicherlich bedarf es dazu eines Zuwachses an journalistischen Persönlichkeiten, – vielleicht einen „Spaziergänger“ wie Franz Hessel, einen politischen Kommentator wie Theodor Wolff, einen Rezensenten wie Alfred Kerr oder gar einen Projektmacher wie Heinrich von Kleist. Der eine oder andere könnte auch aus dem von mir vorgeschlagenen „Zentrum“ kommen.

Meine Damen und Herren, ich habe, zum Causeur ernannt, meine Thesen und Vorschläge ein wenig sorglos gereiht. Es ging zunächst um das lückenhafte historische Bewußtsein der Stadt, um das Vergessen ihrer großen Geschichten, darunter ihrer Pressegeschichte. Es ging ferner um ein Stück nationaler Mentalitätsgeschichte, die uralte Hauptstadtskepsis der Deutschen, mit der Berlin auch heute noch rechnen muß (denken Sie an den Rückzug der „Berliner Seiten“ aus Frankfurt). Und es ging natürlich um die singuläre Berliner Pressekultur, die nach der fehlgeschlagenen Revolution von 1848 eine unvorhersehbare Dynamik gewann und damit das Entstehen einer metropolitanen Zivilgesellschaft von der politischen Verfassung abkoppelte. Leider mit unglücklichem Ende. Es ist ziemlich sicher, daß Berlin nie wieder die größte oder verrückteste Pressestadt der Welt sein wird, und ihr Schicksal als Medienzentrum liegt eher im Ungewissen. Aber was immer geschieht, es wird wenig selbstgewiß und *second hand* ausfallen, wenn die Erinnerung an die Möglichkeiten, die in der Stadtgeschichte akkumuliert sind, aus dem Spiel bleibt. Die wissenschaftliche Arbeit, die im vorgeschlagenen „Zentrum für Berliner Presseforschung und Pressegeschichte“ geplant ist, soll auf diese Kontinuität gerichtet sein. Sie wird zweifellos ausstrahlen in die Universitäten und Bildungskreise. Die großen historischen Episoden aus der Zeitungswelt, die dort zu erzählen sind, werden volle Auditorien finden. Die Initiative „Zeitungslesen im Medienzeitalter“ wird die Schulen gewinnen. Und die gegenseitige Wahrnehmung von JournalistInnen und IntellektuellInnen wird am Ende fraglos ein Bündnis werden. Vielleicht kann man das alles auch anders machen, aber gemacht werden müßte es.

Ein letztes Wort: an hochqualifizierten Personen und Standorten fehlt es in Berlin nicht.